

»Ich habe gedacht: Rassismus ist vorbei. Homophobie ist vorbei. Klassismus ist vorbei. Das ist Berlin.«

Bilbo Calvez im Gespräch

Bilbo Calvez ist in einem Pariser Vorort aufgewachsen und mit einem Abschluss in Genetik in der Tasche 1985 nach Berlin gezogen. Schon in Paris hatte sie sich für audiovisuelle Kommunikation interessiert. Dort arbeitete sie im privaten Rundfunk und entdeckte das Film-Schneiden für sich. In Berlin bewegte sich ihr Leben zwischen Film, Fernsehen und Kunst. 2012 entschied sie sich, sich vollständig der Kunst zu widmen. Im fotografischen Kunstprojekt Publik-Privat erforscht sie die Verbindung zwischen Gesichter- und Gehirnasymmetrie, im Multimediacomplex Faces of Love setzt sie sich mit Langzeitbeziehungen und Gesichtszügen auseinander, im multimedialen interaktiven Kunstprojekt Die Bärensuppe lässt sie ihren Besuchern eine Suppe kochen, die für die Vision einer geldfreien Gesellschaft steht. Zurzeit schreibt sie ein Liebesroman, der in einer geldfreien Zukunft stattfindet. Ihr Leben bestreitet sie durch Spenden ihrer Community, den Verkauf des Buches Publik-Privat und ihre Tätigkeit als französische Sprecherin. Informationen: www.bilbo.calvez.info und lene.calvez.info.

Im November 2020 sprach Heinz-Jürgen Voß mit ihr über ihr Westberlin, über Sexualität und Geschlecht.

Wie waren deine ersten Eindrücke als du 1986 nach Westberlin gekommen bist?

Eigentlich war es 1985, aber legal war es 1986. Daher sage ich immer 1986. Die Sache ist die: Ich war in Paris an der Universität und habe Genetik studiert. Um mich zu finanzieren, war ich Postbote, habe als Pantomimeartistin auf der Straße in Montmartre gejobbt, für eine Radiosendung gearbeitet und war noch dazu Mathelehrerin in einer privaten Schule für wohlhabende Jugendliche. Mein Zeitplan war enorm, weil ich von meinen Eltern nicht mehr unterstützt wurde. Mein Pantomimepartner, ein schwuler Mann und mein Lehrer in Bezug auf Pantomime, hat mir eines Tages gesagt: »In Berlin kannst du leben ohne Geld.« »Wow!« Denn ich war immer nur am Gucken, wie ich überleben kann. Das ging, aber ich habe

nur vier oder fünf Stunden pro Tag geschlafen. Ansonsten war die Uni, die Radiosendung und dazu die Arbeit. Das war viel, aber ich wollte nichts aufgeben, weil mir alles wichtig war. Also dachte ich: »Wow. Das ist ja fantastisch.« Außerdem war ich schon einmal in Berlin gewesen und diese kurze Reise hatte mich fasziniert. Also bin ich zu einem Konzert – von Einstürzende Neubauten – wieder nach Berlin gefahren. Ich hatte diesmal zwei schwere Koffer dabei, mit Schallplatten gefüllt. Ich dachte, vielleicht kannst du dort etwas machen. Ich bin per Anhalter mit einem polnischen Fahrer mitgefahren. Ich sprach nicht seine Sprache: Er sprach Polnisch und Russisch, ich sprach Französisch und ein bisschen Englisch. Er war auf dem Transit Richtung Osten. Aber er konnte mich in Berlin am Zoologischen Garten irgendwie absetzen. Es war Oktober 85, und es lag überall Schnee. Ich bin aus seinem Auto ausgestiegen und fand es so hässlich. Und ich dachte: »Nee, ich geh' nach Polen.« Aber mit den ganzen Sachen konnte ich nicht rennen. Ich sah noch sein Auto, die Ampel war auf Rot. Ich lief und dachte, ich schaffe es vielleicht noch. Aber dann wurde grün und er fuhr los. Und so bin ich in Berlin geblieben. Also wegen der Ampel bin ich in Berlin gelandet, sonst wäre ich nach Polen mitgefahren.

Die erste Kneipe, in die ich hineingekommen bin, war das *Anderes Ufer*, eine schwule Kneipe – und es ergab sich ein absoluter Zufall: Es war nur an einem Tisch etwas frei. Ich habe den Mann an dem Tisch gefragt, ob der Platz frei war – auf Englisch, aber mit französischem Akzent. Der Mann antwortete auf Französisch. Er war selbst Franzose und Lehrer am französischen Institut in Berlin. Ich durfte bei ihm bleiben – für ein paar Monate. Somit hatte ich meine Füße direkt in der LGBT-Community, wo ich mich bald sehr gut zurechtfand. Vorher war ich in Paris schon mit einem Mann zusammen, einem schwulen Mann, der auch mit einem anderen Mann zusammen war. Also waren wir zu dritt. Das war mir egal. Wir hatten so gut wie keinen Sex miteinander, waren eher Kuschelbären, aber wir haben uns extrem geliebt. Ich hatte kein Etikett für diese Beziehung. Ich wusste gar nicht, wo ich mich in der Sexualität zu Hause fühle. Bin ich schwul oder asexuell? Männer? Frauen? Ich wusste auch nicht, warum das alles auf der Welt so wichtig sein sollte. Irgendjemand aus Berlin, ich weiß nicht mehr, ob es Gérômina war, sagte zu mir: »Du bist anders. Aber wir sind auch anders. Also gehörst du zu uns.« Und damit war die Sache geklärt. Das Schöne an dieser Community war, dass sie mich sehr wenig gefragt haben. Ich konnte sein, wie ich will, ohne dass mich jemand fragt, was oder wie ich bin. So bekam ich die Zeit, von meiner Vergangenheit zu heilen. Ich wurde

von denen bemuttert, geschminkt, sie haben mich angezogen, haben mich in schwule Kneipen mitgenommen. Ich war damals so androgyn, dass ich wirklich in alle schwulen Kneipen gehen konnte und es niemandem aufgefallen ist. Ich war ein klassischer femininer Schwuler, von der Optik her. Ich habe gern damit gespielt. Auch andere haben gern mit mir gespielt. Immer wieder haben Freunde versucht, mich weiblich zu fotografieren, weil ich so männlich war. Männlichkeit war ein wichtiger Schutz für mich, von dem ich mich nicht so schnell trennen wollte. Aber wenn ich auf Theaterbühnen war, war ich total bereit, eine Frau zu sein. Da hatte ich die Erlaubnis von der Regie. Dann kam ich runter von der Bühne und habe sofort wieder etwas Normales angezogen, damit ich am besten nicht auffalle.

Kannst du das genauer erklären: Männlichkeit als Schutz?

Das hat mit meiner Vergangenheit in Paris zu tun. Ich bin in einem Vorort von Paris aufgewachsen, einem Brennpunkt, mit sehr viel Armut und unglaublich viel Gewalt. Ich glaube, ich war sechs Jahre alt, als ich mir zu meinem Geburtstag einen Penis gewünscht habe. Den ich natürlich nicht bekomme habe. Den Grund für diesen Wunsch wusste ich damals nicht. Aber vielleicht habe ich gespürt, dass man als Frau ganz schlechte Karten hat und es gar keine gute Idee ist, eine Frau zu sein – in meinem Pariser Vorort. Mit sechs habe ich also entschieden, ein Junge zu sein. Ich war ein stures Kind und man brauchte das mit mir nicht zu diskutieren: »Ich bin ein Junge. Punkt. Aus.« In der Schule sollten die Mädchen dieses und die Jungen jenes machen – ich stand mit den Jungs, und man brauchte das mit mir gar nicht zu diskutieren. Ich war auch ein bisschen gewalttätig, sofern jemand in meine Rechte, in meine persönliche Freiheit einzugreifen versuchte. Das hat sich über die Jahre nicht verändert. Außerdem war ich ein hochbegabtes Kind, was in diesem Vorort schwierig war. Ich war in der Schule immer die Beste, habe zwei Klassen übersprungen und war trotzdem immer noch die Beste. Die Mathelehrerin dachte: Was soll ich ihr noch beibringen? – Sie versteht es sofort. Also habe ich immer den Clown gemacht und habe immer viele Fragen gestellt, obwohl ich es verstanden hatte, weil ich wusste, die anderen haben etwas nicht verstanden und ich wusste, was fehlte, damit sie es alle verstehen. Da hatte ich etwas Altruismus. Ich hatte auch oft Streit mit den Lehrern, sie fühlten sich mir gegenüber machtlos. Ich war als Junge in der Schule, habe mich wie die Jungs angezogen, mit ihnen gespielt. Mit Mädchen konnte ich überhaupt nichts anfangen. Auch weil ich viel jünger war, durch diese ganze Klassensprin-

gerei und ich mich den Jungs viel näher fühlte, die auch mit der Pubertät später waren als die Mädchen. Ich habe auch meine Aufsätze mit männlicher Grammatik geschrieben. Die Lehrer konnten mich nicht wirklich bestrafen, weil alles sonst richtig war. Es ist also durchgegangen, sie haben es irgendwie geduldet.

Ich wurde trotzdem massiv von Männern angemacht. Einmal war ich mit einer Freundin unterwegs und wurde von einem Mann in einer Kirche in Paris angetatscht, der dann fragte: »Bist du ein Junge oder ein Mädchen?« »Ich bin ein Junge, du Arschloch.« »Oh ...« Das war ein effizienter Schutz, diese männliche Geschichte. Außerdem war ich auch Modell geworden für einen Maler, der sich mit Androgynität beschäftigte. Es war also schon Thema. In der U-Bahn haben mich Kids gefragt, ob ich ein Junge oder ein Mädchen bin. Das war sehr unklar. Einerseits weil ich ein sehr androgynes Gesicht hatte, aber auch durch meine männliche Körpersprache und dadurch, dass ich keine Brüste bekam und sich mein Becken nicht groß verbreitert hatte. Ich hatte sogar einen Stimmbruch gehabt, so wie die anderen Jungs, also ich hatte eine sehr tiefe Stimme. Im Grunde genommen habe ich mich so sehr mit den Jungs identifiziert, dass ich zu einem Jungen geworden bin. Das blieb auch sehr lange so. Und so konnte ich auch in der schwulen Szene in Berlin inkognito unterwegs sein. Obwohl sie auch damit gespielt haben. Ich weiß noch, für *Das Magazin der Aids-Hilfe* habe ich mal Mädchen gespielt, und sie haben mich fotografiert. Ich habe noch das Cover davon. Also man konnte mich wirklich in beide Richtungen trimmen. Meist ging es dabei in eine androgyne Richtung. Zum Beispiel hat Susanne Blessing Mode gemacht, ihr Label hieß *Hermaphrodite*. Sie liebte es, mit mir zu arbeiten, weil es mit mir möglich war, in beide Richtungen zu gehen, und mir alles passte. Viele mochten dieses Dazwischen. So war ich sehr lange mit dieser Androgynität beschäftigt und habe mich dabei auch wohlgeföhlt. Das fühlte sich richtig an. Und es war ein guter Schutz, damit ich nicht von Männern auf der Straße geärgert werde.

*War eher der Schutz im Vordergrund? Oder war es mehr das, was du wolltest?
Was war zentraler?*

Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Ich habe mich sehr stark als Junge identifiziert und mich auch damit wohlgeföhlt, weil ich Mädchen nicht verstand. Ich hatte keinen Zugang zu der Welt der Frauen. Ich war schon sehr früh von weiblichen Männern angezogen, also Männern mit Lippenstift, Ohrringen oder im Kleid. Die haben mich immer interessiert und ich habe

mich am laufenden Band in solche Männer verliebt. Ich kann es also nicht sagen: Am Anfang habe ich mir nicht die Frage gestellt, ob es eine Sicherheitsgeschichte war. Ich habe später gedacht, dass es vielleicht ein Manöver war, um sicher zu sein. Es war keine bewusste Entscheidung, um vor der Gewalt sicher zu sein; aber es kann eine unbewusste Entscheidung gewesen sein, um mich vor der Gewalt zu schützen. Auf alle Fälle habe ich mich als Junge gefühlt.

Ich habe auch daher gefragt, weil du in Bezug auf die Westberliner Community sagtest, dass du »heilen« konntest ...

Ich habe eine sehr gewalttätige Mutter gehabt. Das ist ein Thema, bei dem ich immer weine, wenn ich darüber rede. Es war eine schwierige Kindheit: Mein Vater ist gegangen als ich vier Jahre alt war, aber er war die vier Jahre schon nicht mehr richtig bei uns, weil er schon anders verliebt war. Er war sehr jung. Er war 17 beim ersten Kind und 21 beim dritten. Die Trennung war für ihn richtig, denn er ist noch immer mit der Frau zusammen. Aber ich bin mit dem Hass meiner Mutter gegenüber dieser Frau und meinem Vater aufgewachsen. Und ich habe ihrem Hass geglaubt, also ich dachte, dass sie Recht hat. Es ist keine schöne Sache, in Hass aufzuwachsen. Meine Mutter hat auch allgemein einen Hass gegen Männer gehabt. Ihre Logik habe ich bis dato nicht verstanden. Ich habe mich einmal mit 13 wie ein Mädchen geschminkt – und sie hat mich angeschrien und geschlagen. Ein anderes Mal hat sie mich gezwungen, ein Kleid anzuziehen – was sehr schlimm war, weil alle dachten, dass ich ein Junge wäre. Ich habe sie dafür gehasst. Ich hatte keine schöne Kindheit. Meine Mutter war auch sehr achtlos, blind könnte man sagen. Mit acht Jahren bin ich aus dem Fenster gesprungen. Also mit acht denkt man, man bringt sich damit um, aber wir wohnten im ersten Stock ... Danach kam ich wieder nach Hause und sie fragte mich nicht, woher ich komme – sondern schrie mich an, weil ich die Schlüssel mitnehmen sollte, wenn ich aus der Wohnung ging. Wenn ich überlege, ob ich glückliche Momente in der Kindheit gehabt habe? Es fällt mir sehr schwer, da etwas zu finden. Vor allem sind sie nicht mit ihr. Sie war gewalttätig und wechselhaft: Sie konnte schlagen und dann singen und wieder schlagen. Man wusste nie, woran man bei ihr ist. Deshalb war ich schon sehr verletzt. Auch diese Sache mit der Gender-Unklarheit war schwierig, weil ich nicht wusste, wo ich dazugehöre. Ich hatte zwar immer ein Mädchen oder einen Jungen, mit dem ich mich verstand, war also nicht komplett isoliert, aber ich wurde niemals zum Geburtstag eingeladen – das

wäre dann wiederum für sie too much gewesen. Es ist schon einsam, ein Exot für die anderen zu sein. Vor allem in einem solchen Vorort. Mit den Jungs ging es einigermaßen, mit den Mädchen war ich eher auf Abstand. Ein richtiges Zugehörigkeitsgefühl hatte ich nirgends. Daher war ich froh, in Berlin etwas Auszeit von dem Ganzen zu bekommen – bei Leuten zu sein, die mich gar nichts fragten. Ich bin sehr dankbar für diese Menschen und für diese Zeit. Sie war nicht superlang – ein paar Jahre, aber ein paar Jahre, in denen ich dieses Gefühl von Sicherheit bekam: mit Menschen, die mich beachteten und die mich nahmen, wie ich bin, die nicht nachbohrten oder urteilten. Das ist eine Szene, die mir immer noch viel bedeutet, obwohl wir damals nie intellektuelle Gespräche hatten. Es war alles ohne Sprache, außer mit Alain, weil er Franzose war, aber mit den anderen habe ich nur ganz wenig gesprochen. Ich habe noch kein Deutsch gesprochen.

Gab dir vorher auch schon Paris einen solchen Raum, als du studiert hast?
Das war ganz anders. Ich habe nur ein Jahr in der Pariser Innenstadt gelebt. Ich habe meist im Vorort gelebt, weil es viel billiger war. Bei uns war der Spielplatz für die Kinder der Supermarkt, weil es keine nennenswerten Spielplätze gab. Es gab nur Beton. Es gab keine Sandkästen, weil jemand reinpinkeln könnte. Besonders war an meiner Stadt, dass sie auf zwei Ebenen gebaut wurde: Auf der unteren Ebene waren die Parkplätze, darüber waren die Häuser mit den Eingängen. Auf der oberen Ebene gab es Betonplattformen, die als Spielplätze dienen sollten, ein kleines Einkaufszentrum und sonst nichts. Die Betonplattformen waren für Kinder nicht geeignet, dort haben sich Jugendliche manchmal getroffen. Auf den Parkplätzen haben wir uns auch getroffen, dort hat man sich das erste Mal geküsst und so weiter. Ich habe einen Film *Die Banlieue brennt* (2017)¹ über diese Stadt gemacht, der erklärt, wie sich diese Stadt radikal verändert hat – durch einen exzellenten Bürgermeister. Es hat wenig mit meiner Geschichte zu tun, aber es ist ein guter Film, um diese Stadt besser zu verstehen.

Ich war viel in Paris, weil die Schule und der Radiosender dort waren. Aber wenn du vom Vorort nach Paris kommst, wissen die Leute immer, dass du nicht aus Paris bist, weil du diesen Vorortakzent hast, die Klamotten und die Körpersprache verraten dich. Und ich sowieso: männlicher als männlich, damit ich nicht als Frau auffalle. Mit diesem typischen Gang –

¹ Regie: Bilbo Calvez. Online: <https://youtu.be/X658DJygCF8> (05.01.2021).

Gérômina nennt das meinen »Seemann«-Gang. Es gibt einen Film – *La haine: Hass*, den musst du sehen, damit du verstehst, wie Leute aus den Banlieues in Paris behandelt werden. Es gibt dort einen unglaublichen Klassismus. Als jemand aus den Banlieues ist man in Paris Mensch zweiter Klasse; und wenn man etwas dunkler ist, dann Mensch dritter Klasse. Das spürt man sehr stark. Das ist nicht gut fürs Selbstbewusstsein. Es gibt auch eine Szene in dem Film, die mich immer zum Heulen bringt: Da kommt der Darsteller nach Hause, und die Mutter sagt: »Wenn du wiederkommst, holst du Salat.« So tickte auch meine Mutter: Sie sagte immer »Du denkst wohl, du bist etwas Besseres. Du wirst hier nicht rauskommen. Du bist hier geboren, du wirst hier auch sterben.« Es war wie eine Verdammnis. Ich wurde durchweg von meiner Mutter erniedrigt oder beschimpft – eigentlich nonstop. Ich war immer schuld daran, dass mein Vater weg war. Er hatte sich ein Mädchen gewünscht und damit hatte ich versagt, also wollte ich kein Mädchen mehr sein. Frauen waren eh die Verliererinnen.

Mein Freund war ein schwuler Mann. Ein eleganter großer Mann, ein dunkler Franzose, der auch mit High Heels unterwegs war. Ich konnte ihm damals helfen – und er wurde ein bekannter Radiomoderator. Sein Freund, der 20 Jahre älter war als wir, war ein bisexueller Mann, mit einem Kind – und nun in dieser Beziehung mit meinem Freund. Dieser Mann hat uns beigebracht, dass Kerzen auf dem Tisch nicht bedeuten müssen, dass es einen Stromausfall gibt. Er hat probiert, uns Dinge zu zeigen, von der Schönheit der Welt – also nicht von der Natur, sondern vom sozialen Leben. Er hat uns gezeigt, dass man spazieren gehen kann – einfach nur so. Das kannte ich gar nicht. Ich kannte nur, dass man da oder dort hingehört – aber man geht doch nicht spazieren. Und sicher nicht in der Nacht. Bei uns im Vorort war um neun Uhr abends die Tür zu. Auch wenn dein bester Freund kam, es wurde nicht geöffnet – das war viel zu gefährlich.

Damit von Paris nach Westberlin. Was war so einladend und aufnehmend an der Berliner Community?

Ich war nicht so richtig da, die Erinnerungen an diese Zeit sind etwas dunkel. Ich habe funktioniert und auch nicht funktioniert. Zuerst habe ich geputzt und so. Aber sehr schnell habe ich eine Stelle als Sprecherin und Videomacherin bei der französischen Bundeswehr gefunden. Ich habe mir dort alles selber beigebracht. Ich bin ein halbes Jahr dort geblieben und danach habe ich viel Zeit beim Offenen Kanal verbracht, um weiter zu lernen. Ich war von visuellen Rückkopplungen fasziniert, habe die Rea-

lität in Bildern verfremdet und wahnsinnig viel produziert. Ich hatte zwei Leben – einerseits mit diesen Männern, andererseits mit der Kunst und den Filmen.

Meine ersten zehn Jahre in Berlin war ich hundertprozentig asexuell. Mit 28 oder 30 Jahren ungefähr kam etwas Veränderung in das Ganze. Ich bin nach Afrika gefahren, weil ich Kontakt zur Natur suchte. Dort habe ich einen israelischen Mann mit einem Motorrad getroffen, Gabriel, und wir sind zusammen durch den Dschungel gefahren. Ich war in ihn verliebt und dachte, da könnte irgendwas sein – aber es war nicht wirklich was, wir waren auch nur fünf Tage zusammen. Ein Jahr später habe ich ihn kurz besucht. Er hatte eine Freundin und ich konnte nicht bei ihm bleiben. Er hat mir empfohlen, nach Sinai zu fahren. Dort habe ich einen alten Magier getroffen. Dass die zwei Männer sich kannten und Gabriel klar war – er war selbst ein Magier –, dass ich ihn treffen würde, habe ich erst Jahre später erfahren. Der alte Magier hat mir angeboten, am Strand mit ihm zu meditieren und ich habe zugesagt. Ich war sehr verzweifelt, dass meine Liebe mit Gabriel nicht möglich war und war zu allem bereit. Auch zu sterben. In dieser Nacht am Strand hat sich meine Sexualität radikal geöffnet. Das war sehr intensiv – gefühlsmäßig ein Orgasmus über mehrere Stunden, ganz ohne Körperkontakt, etwas, dass man sich nicht vorstellen kann, gerade wenn man asexuell ist. Zurück in Berlin, habe ich dann eine Energiegruppe gesucht – das hat aber nicht funktioniert. Meine Energie war zu stark, und ich wurde als »Teufel« aus der Gruppe entlassen. Dann habe ich angefangen, willkürlich mit Männern zu schlafen – das war es auch nicht. Irgendwann habe ich aber den Vater von meinem Sohn getroffen. Er war in Japan mehrere Jahre mit einer Geisha zusammen gewesen. Mit ihm hatte ich jemanden gefunden, mit dem sich meine Sexualität entfalten konnte. Ich wurde dann zur Frau. Nicht unbedingt in meiner Erscheinung, aber zu einer heterosexuellen Frau. Mit einer starken Anziehung für schwule Männer – oder für tolerante, offene, in Sexualität gebildete Personen, wie den Vater von meinem Sohn.

Meine Entscheidung, Paris zu verlassen, hing auch damit zusammen, Belästigungen zu entgehen. Du musst dir vorstellen: Ich musste nachts arbeiten, und auf dem Weg in der U-Bahn wurde ich oft angemacht – bei einer Fahrtstrecke von 30 Minuten manchmal vier- oder fünfmal. Eines Tages setzte sich jemand neben mich und ich zuckte vor Angst. Dann sprach er mich an. Er kannte mich. Er fragte mich, warum ich so ängstlich reagiert hatte. »Weil ich oft angemacht werde.« Er sagte: »Du siehst auch aus wie

»Ich habe gedacht: Rassismus ist vorbei. Homophobie ist vorbei Klassismus ist vorbei ...«

ein Opfer, so wie du dasitzt.« Ich habe nicht verstanden, was er meinte – aber es hat gewirkt.

Hätte es eine Rolle gespielt, wenn es in Berlin aufgefallen wäre, dass du eine Frau bist?

Einige schwule Clubs in Berlin waren für Frauen nicht erlaubt. Trotzdem war ich einmal in *Toms Bar*. Da wurde ich von einem Mann angemacht. Er kam zu uns – und ich dachte: Jetzt wird es doof, weil es herauskommen wird, und ich werde rausfliegen. Ich bin lieber gegangen, auch weil ich merkte, dass der Kellner skeptisch wurde. Aber es waren nur ganz wenige Läden, die so streng waren.

Ich bin häufiger allein nach Hause gegangen, weil ich mit schwulen Männern ausgegangen bin, die nach Sex suchten und am Ende des Abends jemanden fanden. Ich wohnte damals mit zwei schwulen Männern zusammen – und wir hatten den Deal, dass ich immer bei dem mit im Zimmer schlafe, der keinen mit nach Hause gebracht hatte, oder in dem Zimmer von dem, der gar nicht nach Hause kam.

Du hast vorhin auch den Begriff »asexuell« erwähnt. Hast du dich so verortet?

Ich hatte keine Etiketten. Ich kannte sie nicht mal. Weder asexuell noch polyamorös oder sonst etwas. Die Frage habe ich mir nicht gestellt. Es war sowieso eine kurze Zeit, vielleicht zwei Jahre, in der ich nur mit Schwulen unterwegs war. Außer bei meiner Arbeit natürlich – beim Filmen. Aber wenn ich arbeite, sehe ich die Menschen nicht wirklich. Zumindest damals. Das führte dazu, dass ich mit jemandem den ganzen Tag schneiden konnte und ihn am nächsten Tag nicht wiedererkannte. Wenn ich gearbeitet habe, war ich nicht an Klatsch interessiert: Ich habe nicht gewusst, wer mit wem etwas hat, wer schwanger ist oder so. Sozial war ich auf Arbeit gar nicht anwesend.

Und wie spielt Sexualität und Geschlecht in deiner Arbeit eine Rolle?

Nicht direkt Sexualität, aber Gender. Die Fotos, die du von Gérômina hast, sind Teil des Projekts *Publik-Privat*, eine Auseinandersetzung mit der linken und rechten Gesichtshälfte von Menschen. Beide Seiten sind sehr unterschiedlich und ich habe viele Leute fotografiert, um herauszufinden, was dahintersteckt. Ich habe zunächst gesehen, dass die rechte Seite die männliche und die andere die weibliche ist. Zumindest

für Rechtshänder. Für Linkshänder ist es ein wenig komplizierter. Die Motorik ist im Gehirn gekreuzt – die linke Seite des Gesichts wird von der rechten Gehirnhemisphäre motorisch diktiert und umgekehrt. Im Grunde ist die linke Seite des Gesichts eine Art virtueller Ausdruck der rechten Gehirnhemisphäre und umgekehrt. Wenn Emotionen oft vorkommen, verändert sich auf Dauer die Anatomie, Falten sind ein Beispiel. Die Verbindung zwischen den Gehirnhälften und Gesichtshälften habe ich weiter untersucht.

Die rechte Gesichtshälfte zeigt wenig Emotionen, ich nenne sie scherhaft die »Botox-Seite«. Jedoch wird sie mehr gesehen als die linke. Das hat damit zu tun, dass das visuelle Zentrum für Gesichtserkennung sich rechts im Gehirn befindet. Man holt ja kein Maßband heraus, um ein Gesicht zu erkennen, es ist ein emotionaler Prozess. Also bekommt die rechte Seite eines Gegenüber die meiste Aufmerksamkeit. Deshalb nenne ich diese Seite (die rechte Gesichtshälfte): Publik. Die linke Gesichtsseite nenne ich: Privat. Diese linke Seite des Körpers steht für das Kreative, das Unbewusste, die emotionale Welt, die weibliche Kraft, die Verbindung mit dem »Einssein«, so als ob wir uns alle eine einzige rechte Hemisphäre teilen würden.

Das hat mich sehr interessiert, weil es viel mit Frieden zu tun hat. Das ist mittlerweile mein Hauptthema geworden. Die emotionale Seite in uns wird in der Gesellschaft sehr unterdrückt. Alles ist zahlenlastig, von Geburt bis zum Tode. Die Fähigkeiten der rechten Gehirnhemisphäre haben in unserer Gesellschaft, in der Schule, auf der Arbeit, wenig Raum. Sie ist bei uns – vor allem im Westen – verkümmert. Wenn wir aber mehr auf sie achten würden, dann würden wir auf der Welt Frieden finden können. Mir geht es um das Einssein. Menschen gehören in Gemeinschaften, sonst verkümmern sie. Geld macht nicht glücklich, sondern Verbindung. Wenn wir verstehen, dass wir eins sind, gibt es auch keinen Grund mehr, sich gegenseitig zu bekriegen. Dann spielen Nationen, Hautfarbe, sexuelle Orientierungen oder Meinungen keine Rolle mehr. Es ist eigentlich lustig: Ich plädiere für die rechte Hirnhemisphäre, aber ich bin eher sehr linkslastig. Ich denke sehr logisch, bin genau mit Zahlen, lerne Programme schnell, bin sehr gut in Mathe ...

Frieden ist mein Hauptthema geworden. Das geschah ein bisschen zufällig, als ich angefangen habe, Menschen auf Bänken zu fotografieren, quer durch Europa. Und dabei habe ich immer mehr gemerkt, dass mich eigentlich Gesichter interessieren. Ich wollte aber nicht weiter Gesichter



Abb. 1: Gérôme Castell in der Fotoserie *Publik-Privat*.

auf der Straße »klauen« – bei diesem Projekt ging es um den Moment und ich versuchte unbemerkt zu fotografieren. Deshalb habe ich das Projekt *Publik-Privat* begonnen, wo ich mit meinen Modellen sehr genau arbeiten konnte, ohne mich zu verstecken. Für das Projekt *Publik-Privat* habe ich sehr darauf geachtet, dass jedes Gesicht eine eigene Identität hat. Ich habe sehr genau gearbeitet, damit die Gesichter, die aus den Gesichtshälften zusammengesetzt sind, nicht wie Monster aussehen. Die Modelle kamen einmal, zweimal, dreimal – bis es gut genug war. Ich wollte, dass man jede Chimäre ernst nehmen kann. Viele Menschen brauchen eine ganze Weile, bis sie merken, dass es eine Spiegelung ist, obwohl es eigentlich an den Haaren definitiv sichtbar ist. Ich bin sehr perfektionistisch in meiner Arbeit.

Diese Arbeit hat auch etwas mit mir zu tun. Ich war als kleines Mädchen ein sehr sensibler Mensch, und ich habe mich nach dem Weggang meines Vaters stark verändert. Aber die sensible Seite ist geblieben, auch wenn nur schwer sichtbar in meiner männlichen Erscheinung. Ich konnte als Kind nicht mitansehen, wenn jemand eine Ameise zertrat. Ich wurde wütend und aggressiv. Ich habe auch kein Fleisch essen wollen, obwohl ich oft dazu gezwungen wurde. Ich musste Stunden am Tisch sitzen, bis ich dieses Ding gegessen habe, oder eher mit viel Wasser heruntergeschluckt. Ich hatte keine Chance zu entkommen. Meine Mutter war da rabiat: Du hast es solange vorgesetzt bekommen, bis du es gegessen hast. Wahrscheinlich bin ich im Kern als sehr weiblicher Mensch geboren, dann war ich zwanzig Jahre ein Junge. Und jetzt setze ich mich mit Weiblichkeit auseinander. Künstlerisch, aber auch politisch. Das »Standard-Weibliche« hat in meinem Leben gefehlt, ich habe es nicht gelernt und es passte nie zu mir.

Nach und nach habe ich eine authentische Weiblichkeit in mir erfahren. Es gibt dafür keine Schule. Kein Vorbild. Nur das Erfahren.

Westberlin: Du sagtest, als du ankamst, fandest du es hässlich und wolltest weiter nach Polen ...

Es war tatsächlich hässlich. Die Gegend um den Bahnhof Zoo ist keine schöne Gegend. Ich komme zwar aus einem Vorort, aber ich kannte die Schönheit von Paris und ich hatte nicht erwartet, dass Berlin so hässlich ist. Franzosen haben schon einen Sinn für Ästhetik in der Architektur, finde ich. In Berlin, da stehen Gebäude nebeneinander, die gar nicht zueinander passen. Da weißt du gar nicht, was man sich dabei gedacht hat. Es muss ja nicht das Gleiche sein, aber man sollte doch nach Harmonie suchen. Das war auch in der U-Bahn auffällig: In Paris schlossen die Türen nach einem zurückhaltenden Schnarren, in Berlin hattest du grell leuchtende Lampen und lautes »Bäh – Bäh – Bäh«. Dazu kommt, dass ich als Franzose die deutsche Sprache potthässlich fand – nicht so sehr bei den Schwulen, weil sie immer mit ein bisschen Singsang sprechen, aber bei den normalen Leuten auf der Straße. Ich fragte mich immer, ob ich etwas falsch gemacht hatte. Wenn ich irgendwo war und jemand sagte: »Okay, jetzt kannst du gehen.« Für die war das ganz normal, aber ich dachte, jetzt bist du rausgeschmissen. Die Rituale der Franzosen, wie man einen Ort verlässt, sind hochkompliziert. »Jetzt kannst du nach Hause gehen ...« – das sagt in Frankreich kein Mensch. Und dass sie sich hier in Berlin gar nicht angefasst haben, damals – bevor Ecstasy kam – hat mich auch belastet. Ecstasy hat sie gerettet. Und die elektronische Musik. Jetzt trennt Corona die Menschen. Sie werden wie früher – das ist ganz schlimm. In den 80ern, außer in den LGBT-Communities, waren die Deutschen unglaublich kühl. Sie haben sich kaum angefasst. In Frankreich fand ich das ständige Küssen zwar schlimm, aber in Deutschland habe ich die körperliche Nähe doch vermisst ...

Zum Glück, mit Ecstasy mussten sich die Menschen anfassen, weil es nicht anders geht. Die Menschen haben die Nähe entdeckt, und sie haben sich verändert. Die Ecstasy-Tabletten haben die deutschen Berliner gerettet. Man spricht auch von der »Berliner Umarmung« – aber die ist gar nicht so alt. Auf jeden Fall in den 80er Jahren gab es diese Umarmung nicht. Sicherlich hat diese Veränderung auch damit zu tun, dass viele Ausländer kamen. Auf alle Fälle waren die Berliner, als ich kam, sehr kühl. Was natürlich auch ein Vorteil ist, wenn man keinen Kontakt haben will ...

Du lernst erst deine Kultur, wenn du sie verlässt – und sie damit schätzen lernst. Vorher dachte ich, Franzose sein oder etwas anderes, macht doch gar keinen Unterschied. In Berlin erfuhr ich diesen Kulturschock. Die Franzosen haben diese direkte Art gar nicht. Auch wenn du gerade erzählst, dass du verlassen wurdest – die Franzosen werden immer eine Möglichkeit finden, mit dir darüber zu lachen. Es wird nur gelacht. Das wird nicht als unempfindlich wahrgenommen, sondern eher als unterstützend. Hier kannst du das nicht machen, sonst wirst du als unsensibel oder einfach als Arschloch wahrgenommen. In Frankreich ist das okay – sie lachen und weinen zugleich.

Aber gleichzeitig ist diese Kühle auch das, was mich an Berlin gefesselt hat. Diese Melancholie. Die Einschusslöcher in den Mauern. Das passte zu meinem tieferen Seelenzustand. Ich empfand eine Hassliebe-Beziehung zu dieser Stadt. Das Depressive, Triste und zugleich Verrückte. Es gab zum Beispiel ein Lokal, *O-Bar*. Dort gab es Doppelfenster zur Straße mit einem großen Abstand zwischen den Fenstern, vielleicht 80 Zentimeter. Im Winter, als es draußen kalt war, haben Leute, halbnackt und besoffen zwischen den Fenstern getanzt. Das war dieses Ding in Berlin: Diese Mischung aus Exotik und kompletter Freiheit. In Paris kannst du nicht rausgehen, ohne zumindest ein Minimum zu gucken, wie du aussiehst. Du gehst nicht mit Jogginghose raus – das geht im Vorort, aber nicht in Paris. Das kannst du nicht machen. In Berlin gibt es keinen Kodex. Es ist ganz egal, was du trägst. Das ist schon befreiend. Du kannst um vier Uhr nackt auf der Straße laufen, es macht dich keiner an. Ich wurde in Berlin nie angemacht. Gar nicht. Das ist ein wunderbarer Aspekt dieser Stadt. Du wirst nicht beurteilt, und du musst dich nicht verstellen, niemals. Nachteilig war dafür die Kühle, diese Hässlichkeit, diese fürchterliche Werbung. Ich hatte mich vor Berlin schon für Werbung interessiert. In Frankreich hat man immer Werbung geguckt, weil die gut gemacht war und Spaß gemacht hat. Dann kam ich nach Berlin, und die Werbung war grauenhaft. Die Nachrichten in Frankreich und in Deutschland – das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Die Deutschen hatten null Sinn für Ästhetik, jetzt ist es etwas besser geworden. Ich merke das an ganz vielen Details. In Frankreich wird jeder Blogger darauf achten, dass das, was er macht, eine gewisse Ästhetik hat. Hier nicht. Oft ist es potthässlich, ästhetiklos. Egal, was ich mache, ich achte immer auf ein Minimum Ästhetik. Der Sinn für Ästhetik hat mir hier gefehlt.

Ich hatte auch, wie die meisten Franzosen, dieses Klischee im Kopf: Die Deutschen, das ist Bosch, da sind die Erfinder ... Dann kam ich her, und

die hatten nicht einmal Karten zum Bezahlten. In Frankreich hattest du in den 80ern schon längst Karten, damit du in Läden bezahlen kannst – hier gab es nur Bargeld. Im Nachhinein: super. In Frankreich waren sie damals schon sehr weit bei den elektronischen Geschichten. Es gab in Frankreich ein Internet – das *Minitel*. Mitterand hatte das allen Leuten geschenkt als er gewählt wurde. Und da alle das Minitel zu Hause besaßen, war es normal, dass man seine Kinokarte im Minitel reservierte. In Berlin gab es das alles nicht. Und ich dachte, die Deutschen wären die Könige der Technik ... In bestimmten Fällen sind sie bestimmt vorn, aber nicht im Kommunikationsbereich und bestimmt nicht mit der Ästhetik.

Also Hassliebe mit dieser Stadt. Dass man kaum Geld gebraucht hat, das ist noch ein wichtiger Punkt. Mein erster Film war 1987 – ein 16-Millimeter-Film in Farbe. Komplett ohne Geld produziert. Um Filme zu realisieren, hat man kein Geld gebraucht. Die Leute haben mitgemacht für umme, den Film konntest du fertigmachen für nichts. Auch leben konntest du mit nichts. Diese Geldfreiheit habe ich sehr genossen, und trotzdem habe ich viel gemacht, weil ich schon an diesen Rhythmus gewöhnt war, viel zu tun. Ich habe nicht wahnsinnig viel mehr geschlafen als in Paris, ich habe mit meinen schwulen Freunden Kabarett gespielt oder sonst etwas gemacht, beim Offenen Kanal gearbeitet, mit der französischen Armee ... Und außerdem viel gefeiert. Aber ich hatte die Freiheit, über meine Zeit zu entscheiden. Ich konnte bestimmen, was ich tue – und hatte nicht diese Keule von der Miete. Meine Miete war damals ungefähr 50 Mark. Du konntest in jeden Club gehen – ohne Geld, mit Null. Wenn du kein Geld hattest, wurdest du eingeladen.

Was mich am meisten Geld gekostet hat, waren meine Reisen nach Ostberlin. Ich habe Ostberlin geliebt. Ich fand es großartig. Aber du musstest 20 Mark Zwangstausch bezahlen und als Ausländer fünf Mark für das Visum. Außerdem konntest du nur bis Mitternacht bleiben. Das heißt, es war richtig teuer – 25 Mark, das war viel Geld, nur für einen Tag. Für meine Ostberlin-Besuche habe ich viel Geld ausgegeben. Ich war gern in Ostberlin. Ich habe eine Zeit lang mit einem Ostberliner gewohnt, der selber gar nicht nach Ostberlin gehen wollte. Aber wir hatten oft Besuch von einem Schweizer, der sich frei zwischen beiden Stadtteilen bewegen konnte. Er hat in Ostberlin gelebt, und auch bei uns. Dann hat er in meinem Zimmer übernachtet. Mit ihm habe ich Ostberlin kennengelernt. Er war der Sänger der Gruppe *Feeling B*, die dann später *Rammstein* geworden ist, nur mit einem anderen Sänger. *Feeling B* war eine bekannte Kapelle in Ostberlin.

Mit Aljoscha², so hieß er, bin ich rumgezogen. Er hat mir Leute vorgestellt, und ich habe seinen Film geschnitten: *Radio P – P, wie Pirat*. Wir haben den Film nachts – illegal – in Adlershof geschnitten, da wir selber keine Schnittplätze in Ostberlin hatten. Sehr abenteuerlich. Ja, ich mochte Ostberlin.

Einmal ging ich vom *Rias-TV* (in Westberlin) nach der Arbeit direkt zur Grenze. Ich war zu einem Geburtstag eingeladen. Ich hatte zu dieser Zeit orangefarbene Haare. Also musste ich erst den VoPos erklären, dass ich das im Ausweis – wo die Haare blau waren – tatsächlich bin. Dann haben sie mich gefilzt und eine Timecode-Liste in meiner Tasche gefunden, die ich für einen Film noch dabei hatte, dazu noch auf Französisch. Ich musste die Liste übersetzen – den ganzen Zettel. Timecode sowieso, Nahaufnahme dies und das ... Total absurd war das alles. Dann war so viel Zeit vergangen, dass ich für vier Stunden nicht mehr rüber wollte. Mir war das zu teuer. Als ich das gesagt habe, sind sie noch stutziger geworden. So bin ich doch rübergegangen, weil ich keine Lust mehr hatte, zu diskutieren und keinen Ärger wollte. Ich bin allerdings immer rechtzeitig zur Grenze gekommen, sodass ich nie in das Kabuff musste, wo die Verspäteten bis fünf Uhr morgens auf die erste U-Bahn warten mussten. Immerhin.

Als die Mauer fiel, war ich traurig. Ich hatte immer gesagt: Wenn in meinem Leben alles zerfällt, auf die Mauer ist verlass. Sie steht. Ich wohnte zu dieser Zeit neben der Mauer. Das war mein Wunsch gewesen. Ich habe immer als Scherz gesagt, dass ich mich so nicht mehr verlaufen kann. Ich muss nur einmal zur Mauer finden und dann komme ich nach Hause. Ich habe einen miserablen Orientierungssinn. Ich mochte die Mauer. Ich bin viel an ihr spazieren gegangen, in Kreuzberg. Oder ich bin auf die Sichttürme geklettert und habe die Kaninchen beobachtet. Die Mauer gab mir Sicherheit. Der Mauerfall selbst war allerdings sehr witzig. Obwohl ich schon gespürt habe, dass mein Asterix-und-Obelix-Dorf nicht mehr da sein würde. Dieses Abgegrenztsein vom Rest der Welt. Am Abend der Maueröffnung war ich mit einer Freundin im Osten. Sie hatte mich dreimal anrufen müssen, bevor ich ihr geglaubt und schnell Klamotten über meinen Pyjama gezogen hatte und rausgegangen war. Wir sind zusammen über die Mauer gesprungen. Im Osten haben wir nur Westberliner getroffen. Es war wie ein Bevölkerungstausch in dieser Nacht. Die Ossis waren im Westen

2 Aljoscha Rompe (1947–2000). Der Wikipedia-Beitrag über ihn ist sehr aussagekräftig: https://de.wikipedia.org/wiki/Aljoscha_Rompe (28.01.2021).

und die Wessis im Osten. Irgendwann um sieben oder acht Uhr morgens wollten wir am Checkpoint Charlie wieder rüber – aber die VoPos sagten uns, wir müssten dort wieder rüber, wo wir auch hergekommen waren. Wir wussten gar nicht genau, wo das war, und standen an dieser Gittertür, mit ein paar hundert anderen Leuten, die, so wie wir, keinen Pass dabei hatten. Alle waren besoffen und haben irgendwelchen Schwachsinn gegrölt. Auf der anderen Seite des Eingangs standen zwei VoPos – ein alter und ein junger Typ. Für den Älteren, das merkte man, das war sein Leben, die Mauer zu schützen. Der junge VoPo probierte, seinen Boss umzustimmen: »Ey Chef, vielleicht sollten sie rein, es bringt eh nichts.« Davor stand die besoffene Menge. Und man sah bildlich, wie bei dem älteren Typen das Weltbild zusammenfiel. Er merkte, dass es seine Welt gar nicht mehr geben würde, und er konnte nicht loslassen. Es hat echt lange gedauert, bevor er irgendwann aufgegeben hat. Dann hat er das Tor aufgemacht und die grölende, pöbelnde Masse ist durchgegangen. Ganz, ganz schlimm – richtig respektlos. Ich denke, er hat sehr gelitten ...

Als ich nach Hause kam, rief mich *Rias-TV* an. Damals habe ich dort als Cutterin gearbeitet. »Du musst kommen.« Ich war dann 40 Stunden im Sender, am Schnittplatz. Da ich bekanntlich schnell war, hatte sich eine Schlange vor meinem Schnittplatz gebildet. Die Kassetten habe ich, als die Filmchen fertig waren, den Journalisten zugeworfen. »Das Label schreibst du bitte selber.« Irgendwann bin ich zur Toilette gegangen – und geflüchtet. Sonst wäre ich nicht mehr rausgekommen. Das war schon witzig. Auf dem Weg nach draußen habe ich einen Journalisten mit Boxershorts und Anzugsjacke gesehen, eine andere Journalistin war auf ihrer Tastatur eingeschlafen.

Dann kam das Geld. Vor dem Mauerfall war es in Berlin nie um Geld gegangen. Es ging um das Machen, darum, mit anderen etwas zu erschaffen. Es gab sogar eine Berlin-Zulage. Es gab keine Obdachlosen, niemanden, der gehungert hat. Westberlin war der Spiegel des Westens für Ostberlin. In Ostberlin war es genauso – auch dort sollte man denken, dass alles super ist. Also egal, ob man in Ostberlin war oder in Westberlin, es war fantastisch. Und dies, jeweils auf eine geldfreie Weise. Auch in Ostberlin war Geld nicht wichtig. Von meinen 20 Mark Zwangstausch konnte ich alle zum Essen einladen und hatte noch Geld übrig, das ich am Ende des Tages verschenkt habe. Beide Seiten waren wie geldfrei. Man hat nicht für Geld gelebt. Dann fiel die Mauer – und plötzlich ging es ums Geld. Es ging nur noch ums Geld. Die Stadt hat sich sehr verändert. Ich sage nicht, dass

das gut oder schlecht ist. Aber Berlin ist eine völlig andere Stadt geworden, eine Stadt wie jede andere. Das spezielle Leben gibt es kaum noch. Vorher wurde niemand nach seinem Geldbeutel beurteilt. Es war auch sehr friedlich. Speziell in Westberlin hatte dieses Eingeschlossensein dazu beigetragen, dass Arme und Reiche zusammen wohnten. Sie lebten nicht getrennt voneinander, wie zum Beispiel in Paris oder in Brüssel. Da sie Nachbarn waren und Kontakt zueinander hatten, war der Geldstatus der Einzelnen nicht so wichtig. Man kannte sich. Es relativiert sich einiges, wenn man sich kennt. Weil eine Mischung von den verschiedenen Bevölkerungsschichten vorhanden war, entstand keine Kluft zwischen den Menschen. Meiner Meinung nach war auch deswegen die LGBT-Community in Berlin so stark und so frei. Ich habe gedacht: Rassismus ist vorbei. Homophobie ist vorbei. Klassismus ist vorbei. Das ist Berlin. Jetzt kommt aber alles wieder: Rassismus, Homophobie – und Klassismus ganz extrem.

Das war damals eine privilegierte Zeit. Ich weiß nicht, wann es begonnen hatte, in den 70ern sowieso, wahrscheinlich noch viel früher. Durch diese Schließung einer kleinen Welt, in die Leute kamen, die kein Geld suchten, die studieren wollten, die keinen Wehrdienst machen wollten, entstand eine Gesellschaft, die im Kapitalismus sonst nicht möglich ist. Das war diese Anziehung, die ich sehr stark gespürt und geliebt habe. Obwohl ich vieles auch sehr grob fand, unglaublich kalt, wirklich, wirklich, wirklich kalt, für einen Franzosen mörderisch kalt. Auch das Wetter. Nach einem Monat hatte ich mir einen Zeh verkühlt, die Ärzte wollten ihn abschneiden; die Menschen kalt, das Klima fürchterlich; dieser Wind, der einen verrückt macht, wenn man aus der U-Bahn zur Straße herauskam. Aber auch diese Verbindung dadurch, dass das Geld nicht wichtig war. Das ist der Schlüssel zu der Besonderheit von dieser Zeit in Berlin. Und zum Glück spürt man es immer noch. Wenn auch schwächer. Diese Zeiten haben Berlin geprägt.

Wo siehst du aktuell gute Entwicklungen?

Ich habe für mein neues Buch *Saruj – Stell dir vor, es gibt kein Geld mehr* eine neue Grammatik erfunden, mit einem vierten Gender: Es gibt der, die, das und dide. Die Substantive folgen einer neuen Form, dem »Genderneutral«. Nicht mit den hässlichen Sonderzeichen, die zurzeit benutzt werden und die ich unlesbar finde. Das »Genderneutral« ist ein Fall wie jeder andere. Es stört nicht beim Lesen, vor allem in Bezug auf die Ästhetik. Es macht nicht den Mund verrückt, sondern man kann es leicht aus-

sprechen. Wir sagen »sier« für sie und er – das ist auch edel, so wie ein »Sir«. »Sier« kann man ganz gut sagen, es stört nicht. Am Anfang muss man sich an die Deklination gewöhnen, aber sie hat eine strenge Logik. Im Buch geht es um eine geldfreie Gesellschaft in der Zukunft. Leistungen und Bedürfnisse sind nicht mehr miteinander verbunden. Ob du viel oder wenig leitest oder leisten kannst, deine Bedürfnisse bleiben gleich. Diese Gesellschaft ist so anders als unsere, dass ich neue Worte erfinden musste. Sprache ist bedeutsam, sie hat wichtigen Einfluss auf Identität. Ich sehe es an meinem Sohn – er ist dreisprachig aufgewachsen. Wenn er Niederländisch oder Französisch spricht, ist er ein ganz anderer Mensch, als wenn er Deutsch spricht. Er verändert sich sofort. Er ist wie drei Jungs in einem. Sprache und Identität sind eng verbunden. Daher war mir eine klare und sprachgerechte genderneutrale Form in dem Buch so wichtig. Es geht um Offenheit. Das ist die Zukunft.

Seit ein bisschen mehr als einem Jahr wohnt eine junge Frau hier mit uns zusammen – die Tochter, die ich nicht hatte. Es ist eine große Bereicherung für mich, zuzusehen, wie sie sich entwickelt und ihren Weg macht. Weil ich also mit zwei jungen Erwachsenen lebe, ist unsere Wohnung stets voll mit Jugendlichen. Mir macht es sehr viel Freude mit diesen tollen jungen Menschen zusammenzuleben, die richtig stark sind und ihr Ding machen. Sie leben ihre Welt aus, ohne sich festlegen zu müssen: »Schwul oder lesbisch? – Es ist mir doch egal. Ich lebe mein Leben und brauche kein Etikett.« Sie versperren sich nicht davor, anderes auszuprobieren, sie wollen frei sein in ihren Taten. Das ist etwas Neues. Ich hatte einmal eine innige Beziehung mit einem schwulen Mann. Wir haben uns zwar ergiebig geküsst, aber er konnte nicht weitergehen. Als ob er einen Pakt gemacht hätte mit einer höheren Macht: »Ich bin schwul.« Er konnte sich nicht die Freiheit gönnen, für eine bestimmte Zeit davon abzuweichen. Im Nachhinein denke ich mir: Warum war das so? Die Kids machen das nicht. Wenn du die nach schwul oder lesbisch fragst, antworten sie: »Frag mich was Leichteres. Ich habe mich damit nicht beschäftigt.«



Abb. 1: Zeichnung von Cihangir Gümüştürkmen: *ohne Titel*, 1989, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.



Abb. 2: Zeichnung von Cihangir Gümüştürkmen: *ohne Titel*, 1989, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.